

Franz Alto BAUER – Norbert ZIMMERMANN, (Hrsg.), Epochenwandel? Kunst und Kultur zwischen Antike und Mittelalter. Sonderbände der Antiken Welt; Zaberns Bildbände zur Archäologie. Mainz am Rhein: von Zabern 2001. V + 135 S., 156 Farb-, 50 sw-Abb.

Die Reihe „Zaberns Bildbände zur Archäologie“ wendet sich an eine breite Leserschaft und strebt – genau wie ihr ‚Mutterschiff‘, die Zeitschrift „Antike Welt“ – mit beträchtlichem Erfolg danach, bei der Einlösung unseres lebenswichtigen Gebots zu helfen: der Vermittlung archäologischer Fachaktivitäten an die Allgemeinheit. Nur solange es gelingt, dem großen Publikum diese Möglichkeit zur Bereicherung, ja vielleicht gar ein Moment der Faszination zu bieten, läßt sich unser Tun mühelos rechtfertigen.

Verschärft gilt das für die Wissenschaft von den Denkmälern der Spätantike: die Disziplin mit dem unglücklichen, viel zu engen Namen ‚Christliche Archäologie‘, denn diese, welcher kaum irgendein historisches Fach in bezug auf das spannende Entscheidungspotential ihrer Zeit ebenbürtig ist, muß gleichwohl nicht nur in der akademischen Landschaft, sondern auch in der öffentlichen Wahrnehmung ständig um ihre Lizenz kämpfen. Da verdient es höchstes Lob, daß Franz Alto Bauer und Norbert Zimmermann als Herausgeber des hier zu besprechenden Sammelwerkes genau jenen besagten zukunftsweisenden Jahrhunderten ein breites Forum geboten haben. Mit dem Elan und dem Ehrgeiz der kommenden Generation von Kennern der Spätantike haben sie noch acht Mitstreiter gewonnen – ganz überwiegend ebenfalls jüngere Kollegen und übrigens allesamt aus dem südlichen deutschen Sprachgebiet – und das oben Geforderte ausgezeichnet verwirklicht. (Es sei hier nicht verschwiegen, daß ein ähnliches, älteres Gemeinschaftsprojekt von A. Effenberger bisher noch keinen Weg zwischen zwei Buchdeckel gefunden hat.)

Doch nicht nur der große Kreis interessierter Laien wird von diesem Buch profitieren. Wiederholt fragten mich meine Studenten nach Leseempfehlungen, und ich zögere keinen Augenblick, den Band in einen Kanon von zwanzig studienrelevanten Titeln aufzunehmen. Ein erster Grund dafür ist die hohe Anzahl bedachtsam ausgewählter, fast durchgehend farbiger Illustrationen, die – abgesehen freilich von dem wenig passenden Umschlagbild (Forum Romanum und Kolosseum; was sagt uns das über die Spätantike?) – dem Reihentitel entsprechend und dem Augenvorrecht des Faches gemäß einen guten Zugang zur Materie eröffnen. Man findet unser Zuwendungsgebiet schon beim ersten Durchblättern in beträchtlicher Breite optisch vorgeführt: von der Numismatik über die Elfenbeinkunst, die Buch- und Wandmalerei, das Mosaik, die Textil-

kunst und die Steinplastik (die Sarkophage kommen zu kurz) bis hin zur Architektur, das alles in einer abgewogenen Mischung, die vom absolut emblematischen Zeugnis (Kaisermosaiken in S. Vitale, Ravenna) bis zum entlegenen Werk reicht, das selbst den Spezialisten aufmerken läßt. Dabei gibt es kaum Bildwiederholungen, denn ein jeder Verfasser äußert sich zu seinem ganz besonderen Aspekt des Generalthemas, unter dem dieser Band steht:

„Epochenwandel? Kunst und Kultur zwischen Antike und Mittelalter“. Dies ist natürlich alles andere als ein neues Thema, doch wird man allgemein sagen dürfen, daß die mit den Ereignissen zwischen den Epochenjahren 312 und 622 verknüpften geschichtlichen Prozesse nichts von ihrer Faszination und ihrer ‚Denkwürdigkeit‘ eingebüßt haben – und ebensowenig die künstlerische Produktion, in der sich die geistige Entwicklung ausspricht. Vor allem aber ist zu bescheinigen, daß die zehn Autoren die Vorgabe zwar notwendigerweise unter Heranziehung vieler ruhmreicher, bereits ungezählte Male kommentierter *Highlights* angehen, dabei aber mit frischem Zugriff und neuen Kontextualisierungen aufwarten. Immer wieder stößt auch der Kenner auf Ausweise eines originellen und anregenden, weiterführenden Umganges mit dem Inventar.

Johannes G. Deckers („Göttlicher Kaiser und kaiserlicher Gott. Die Imperialisierung des Christentums im Spiegel der Kunst“; 3-16) präsentiert eine aus dem bekannten Gemeingut und sehr anregenden eigenen Einschätzungen erstellte Analyse dessen, was das von Constantin initiierte Umschwenken des Kaisertums zur christlichen Religion an bildlichen Reflexen zeitigte. Instruktiv erläutert er, was von den alten Mustern imperialer Gottesnähe/Gottgleichheit/Göttlichkeit nach 312 beibehalten und was der staats-theologischen Neuregelung unterworfen wurde. Eine Quintessenz besagt, daß Constantins christusfreundliches Regime die Imperialisierung Christi ideologisch und ikonographisch geradezu gebraucht habe, um die Korrespondenz zwischen Irdischem und Himmlischem zu unterstreichen. Es fällt allerdings auf, daß – jedenfalls aus der heutigen Sicht auf das Denkmälerinventar – die veritable bildliche Imperialisierung der Gestalt des Salvators erst deutlich nach Constantin dingfest zu machen ist, nämlich in der zweiten Hälfte des 4. Jh.s, wobei dann eigentlich auch noch der Anteil der erstarkenden Kirche an dieser Entwicklung zu erfragen wäre.

Rainer Warland („Die neue Symbolik der Macht. Der visuelle Beitrag der spätantiken Kunst zur Neuordnung von Herrschaft und Religion“; 17-26, Abb. 3 seitenverkehrt) bespricht – ein verwandtes Thema, aber nun mit dem Schwerpunkt auf Darstellungen des irdischen Machthabers – die entscheidende Vermittlerrolle der Bildkultur bei der Propagation der neu definierten, „sakralen“

Position des spätantiken Herrschers mit seiner von der Person gesondert zu sehenden Amtsautorität. Es geht also um dessen Inszenierung durch Elemente wie Lichtnimbus, Diadem und prunkvollen Bekleidungsornat, durch das Ciborium oder Gemmenstreifen. Darüber hinaus sieht Warland auch die prächtige, wiederum lichtbetonte Ausgestaltung spätantiker Innenräume als Reflex des vom Kaiser als Schrittmacher festgeschriebenen Zeitgeschmacks. Andererseits erlebe die Bildwelt des Irdischen eine durchgreifende Aufwertung der profanen, der gegenständlichen, auch gerade der luxuriös-repräsentativen Elemente.

Lebten beide Auftakt-Beiträge ganz von ikonographischen Erscheinungen, so hat Stefan Rebenich („Wohltäter und Heilige. Von der heidnischen zur christlichen Patronage“; 27-35) es deutlich schwerer, seine Aussagen sinnvoll zu illustrieren, jedenfalls solange es um soziale Strukturen geht. Gleichwohl ist diese Darstellung des Fürsprecher- und Beschützerwesens, das unter den neuen Vorzeichen des Christentums einen gravierenden Wandel durchmachte, ausgesprochen lehrreich, bietet sie doch, mit Zitatbeispielen gespickt, eine sehr lebensnahe und hervorragend in den Band passende Zusammenfassung der Patron-Klient-Beziehungen zwischen traditioneller *liberalitas* und christlichem Gebot des Teilens (mitsamt den allzu menschlichen Verhaltensschwächen auf beiden Seiten) und bis hin zum – endlich auch bildzeugenden – Auftreten Christi, der Märtyrer und exemplarischer Christen in der Rolle von *patroni*.

Tanja S. Scheer („Heidnische Vergangenheit und christliche Gegenwart. Die Kultbilder der Götter in der Spätantike“; 36-44) wendet sich einem ‚klassischen‘ Thema zu, das hier keinesfalls fehlen durfte. Sie referiert das Streiten christlicher Wortführer gegen die aus widerwärtigem Material bestehenden paganen Kultbilder (woraus zugleich eine an sich bilderfeindliche Haltung spricht) und zeigt auch, mit welcher differenzierten Erklärungen jene die bisherige ‚Wundertätigkeit‘ mancher heidnischer Idole in Abrede stellten. Eusebs Frohlocken, daß nun dank Constantin die Götzenbilder zerstört würden, wird indes am Ende des Essays auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt, indem die Autorin dem zur propagierten Suggestion gewordenen Wunschdenken des Caesareers die zur Constantinszeit noch geringe Heidenfeindlichkeit der Religionspolitik entgegenhält.

Barbara Zimmermann („Illustrierte Prachtcodices: Bücherluxus in der Spätantike“; 45-56) vermittelt zunächst in geraffter Form wesentliche Informationen über die Bilderausstattung von mythologischen, biblischen und Sachtexen, wobei sie das Aufblühen dieser Schmuckkunst erst vom 4. Jh. n. Chr. an mit

der definitiven Emanzipation des Codex als Buchform vermutet. Überhaupt erweist sie sich – vor dem Hintergrund einer langanhaltenden Forschungsdebatte – als Verfechterin der Überzeugung von der „erst in der Spätantike aufkommenden Illustration narrativer Texte“ (48). Bei ihrer abschließenden Nahbetrachtung dreier Einzelwerke gefällt besonders das konzise Einfangen der völlig unterschiedlichen Darstellungsabsichten von Wiener Genesis und Codex Rossanensis. Die Abbildungen 21 und 22 (linkes Verso und rechtes Recto des aufgeschlagenen Rossanensis: Apostelkommunion) wurden leider auseinandergerissen, so daß wir sie nicht wie intendiert gemeinsam betrachten können, und in bezug auf die Abb. 2 (fol. 5r des Wiener Dioskurides) ist die Korrektur nötig, daß dort nicht *Sophia*, sondern *Epinoia* das Vorweisen der Mandragorawurzel übernimmt.

Nach all diesen weitgespannten Panoramen übernimmt Sabine Ladstätter („Kontinuität trotz Katastrophe. Zur Spätantike im südlichen Noricum am Beispiel des frühchristlichen Pilgerheiligtums auf dem Hemmaberg“; 57-66) die Vorführung einer geographisch fixierten, diachron zu beobachtenden Einzelstätte, deren jüngere Erforschung sich vor allem mit dem Namen Franz Glasers verbindet. Hier wird nun – nach dem Stichwort der Christianisierung – im Begriff der ‚Katastrophe‘ ein weiteres, diffuseres Schlagwort bemüht, das man immer wieder gern mit dem spätantiken ‚Epochenwandel‘ assoziiert hat. Die Autorin legt dann allerdings anhand des Fundmaterials eindringlich dar, daß dieses Binomium hier kein punktuell Ereignis im Rahmen der germanischen Völkerwanderung anspricht, in deren Folge sich bei der allgemeinen Auflösung zunächst kaum Gravierenderes ergab als die Notwendigkeit gesteigerter Autosuffizienz. Erst ganz zum Schluß spricht sie dann von der „Katastrophe“ der awarisch-slawischen Landnahme im späten 6. Jh. n. Chr. und einer gleichwohl gegebenen „Kontinuität“ in der Keramikerzeugung, muß aber doch einräumen, daß der Kirche, als Institution wie als Baustruktur, im Noricum damals bis auf weiteres kein Fortleben beschieden war. Die Literaturangaben sind zu ergänzen um U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten, Diss. Bonn, 1993.

Hans-Rudolf Meier („Der Begriff des Modernen und das Ende der Antike. Ein neuer Blick auf die materiellen Zeugen des Altertums“; 67-74) zeigt, wie klar und wie berechtigt – ganz abgesehen von unserer retrospektiven Diagnose eines Epochenswandels – die fortschreitende Spätantike selbst zu einem Bewußtsein vom Erleben neuer Zeiten gelangte: Um 500 prägte man das Adjektiv *modernus* und sah demgegenüber deutlich die Distanz zur *antiquitas*. Jener wurden Respekt und Denkmalfürsorge entgegengebracht, mit jener konnte sich das künstlerische Schaffen aber nun auch – durchaus im Wortsinn – auseinandersetzen. Sehr treffend nennt Meier hier so verblüffende Beispiele wie

das Theoderichmausoleum, S. Sofia in Benevent oder die fremdartigen Anlagen von Poitiers. Schließlich konnten gar, gerade wegen der erreichten Distanz, heidnische Tempel unbefangen christianisiert, ja ihre Formen im Kirchenbau nachgeahmt werden.

Franz Alto Bauer („Beatitudo Temporum. Die Gegenwart der Vergangenheit im Stadtbild des spätantiken Rom“; 75-94) verfolgt dagegen am Beispiel des dafür geeignetsten Ortes, nämlich der ‚Ewigen Stadt‘, wie sich dort an den traditionsreichen Stätten ein stetes Beschwören der ruhmvollen, funktionierenden Vergangenheit mitteilt, und er leistet dies in eindringlicher Weise anhand etlicher Inschriften von Nymphäen, Thermen, dem Kolosseum und vor allem vom Forum und seinen Statuen. Er blendet somit bewußt das radikal innovative Moment der Christianisierung aus, welche im 4. Jh. n. Chr. die Peripherie ergriff und dann im 5. Jh. auch mitten in der Stadt, ja im 6. Jh. gar am Forum selbst seinen Raum einforderte. Ausgehend von den Aktivitäten kaiserlicher und aristokratischer Stifter des 4. Jh.s, in welchem Rom seine Residenzfunktion verlor, läßt er vielmehr diejenigen Kundgebungen Revue passieren (79: *numen maiestasque* sollte bei Honorius nicht mehr mit „göttliche Majestät“ übersetzt werden), durch welche sogar und gerade nach den traumatischen Plünderungen von 410, 455 und 472 und der ostgotischen Machtübernahme die überkommene Größe Roms herausgestellt wurde. Diese Suggestion ging, wie Bauer darlegt, Hand in Hand mit dauernden Anstrengungen, insbesondere auf der Achse Capitol – Forum – Kolosseum wenigstens eine *Kulisse* des weltstädtischen Glanzes zu konservieren, hinter der indessen eine „zutiefst verunsicherte Gesellschaft“ (88) stand.

Susanne Muth („Eine Kultur zwischen Veränderung und Stagnation. Zum Umgang mit Mythenbildern im spätantiken Haus“; 95-106) untersucht mit reichen Illustrationen eine Facette des großen Studienfeldes ‚Wie ergeht es dem immensen Schatz überkommener heidnisch-mythologischer Stoffe in der Bildungs- und Bilderwelt einer Gesellschaft, die längst deren Ernst vergessen hat und überdies gerade in ihren obersten Schichten wachsende Empfänglichkeit für das neue Credo entwickelt?‘ Daß die mythologischen und dabei speziell die erotischen Themen sich bei der Hausausstattung mit Bodenmosaiken auch über die ‚Kaiserzeit‘ hinaus großer Beliebtheit erfreuten, liegt, so die hier vorgetragene These, an ihrer Funktion als „Projektionsfläche für zentrale Diskurse über das Leben“ (112). Konnten diverse Rollenideale und Leitvorstellungen des täglichen Lebens in mythologischen und nichtmythologischen Bildern ausgedrückt werden, so war die Geschlechterkonstellation gar alleinige Domäne mythischer Vorlagen; daraus erklärt sich deren fortwährende Beliebtheit, besonders was erotische Darstellungen anbelangt. Mythologisch-eroti-

sche Bilder besaßen auch den Vorzug, gleichzeitig nah und fern zu sein: „Die Welt der Mythen hielt die Auseinandersetzung mit der Ideenwelt der Erotik in der Schwebe – gewissermaßen zwischen Delektieren und Distanzieren“ (111). Schließlich vermerkt die Autorin für die Spätantike eine gesteigerte Bedeutung repräsentativer, statusbetonter Mythenstoffe, die sogar, dem gewandelten Selbstverständnis der Oberschicht entsprechend, gewisser gegenwartsbezogener Modifikation unterworfen werden konnten, worin sich die ungebrochene Vitalität der Selbstversorgung aus dem Mythenvorrat erweist.

Die abschließenden Seiten von N. Zimmermann („Beginn und Ende der Katakomben. Die Gesellschaft des spätantiken Rom im Spiegel ihrer Nekropolen“; 117-127) lassen den unentbehrlichen Aspekt des Bestattungswesens jedenfalls bezüglich der konkurrenzlos anschaulichen und faszinierenden Grabanlagen im römischen Tuff und ihrer Malereien zu seinem Recht kommen. Es handelt sich um eine sehr nützliche, diachron angelegte Präsentation der wichtigsten Erscheinungen und des sich entwickelnden sepulkralen Bilderverständnisses auf dem neuesten Stand der umfassenden Kenntnisse des hier speziell berufenen Verfassers. Ausdrücklich verzichtet dieser am Ende seiner Bemerkungen auf die genaue Situierung der christlichen Katakomben in einem Panorama des Epochenwandels.

So fühlt man sich nach der Lektüre dieser zehn angenehm heterogenen Äußerungen durchaus hin- und hergerissen, was den Epochen-Wandel in der Spätantike anbelangt. Wohl am klarsten hat Susanne Muth in ihrem Epilog das Problem auf den Punkt gebracht, wo sie denn auch das vielfältig-komplizierte Beieinander von Momenten des Verharrens und des Fortschreitens anspricht und damit der einzig möglichen differenzierten Betrachtung das Wort redet. Die griffige Formel besagt, daß „die Kontinuität zum Wandel zwingt und der Wandel die Kontinuität gewährleistet“ (116).

Natürlich ist es letztlich nicht ohne Grund geschehen, daß die Forschung eine ‚Spätantike‘ als solche separierte – eben weil auf längere Sicht der Wandel mehr vermochte als die Kontinuität. Dennoch: Das wichtigste Element im Titel des Bandes ist das Fragezeichen.

Prof. Dr. Achim Arbeiter
Christliche Archäologie und Byzantinische Kunstgeschichte
Nikolausberger Weg 15
D-37073 Göttingen
e-mail: aarbeit@gwdg.de